

Handeln vor Ort -

Wohn- und Lebensräume für das Alter nachhaltig gestalten

Peter Wißmann

Umorientierung

Wenn man die Menschen fragt, wo sie im Alter – auch im Falle von Unterstützungs- und Pflegebedarf oder mit demenziellen Beeinträchtigungen – am liebsten leben möchten, erhält man stets und in allen Umfragen die gleichen Antworten: Fast alle möchten in ihrer vertrauten Umgebung leben (bleiben), dort, wo sie sich hin- und zugehörig fühlen. Und: so gut wie niemand möchte in ein Pflegeheim gehen. Das gilt wirklich für fast alle, auch für diejenigen, die beruflich im Feld von Pflege und Betreuung unterwegs sind. Als wir vor Jahren einmal in einer Fachveranstaltung die Teilnehmer (anonym schriftlich) nach ihren Wünschen befragten, war das nicht anders. Dabei hatten viele von ihnen vorher noch ihre stationären Einrichtungen (ausnahmslos alle aus der Masse herausragende Einrichtungen) als optimale Orte für ein Leben bei Pflegebedürftigkeit angepriesen. Gleichwohl: leben wollten auch sie lieber nicht dort, sondern in ihrem vertrauten Umfeld, in der Privatwohnung oder in einer Wohngemeinschaft vor Ort.

Obwohl fast alle Bürgerinnen und Bürger also eine recht klare Einstellung zur Frage ‚Wo leben im Alter und bei Unterstützungsbedarf?‘ haben, wird in der Praxis weiterhin überwiegend ‚klassisch‘ gedacht und gehandelt. Für viele Kommunen und politisch Verantwortliche ist es natürlich viel bequemer, auf die demografische Herausforderung mit dem Bau stationärer Einrichtungen zu reagieren, als sich auf die Herausforderung sozialraumorientierter Entwicklungsprozesse (z.B. kleinteilige Quartierskonzepte) einzulassen, und dies auch noch mit aktiver Bürgerbeteiligung.

Vermutlich wird dem Slogan von Prof. Klaus Dörner ‚Leben und Sterben, wo ich hingehöre!‘ niemand offiziell widersprechen. Dennoch wird nach wie vor die meiste Energie im Rahmen klassischen Versorgungsdenkens und klassischer Institutionsplanung verbraucht – und nicht für zukunftsorientierte Sozialraumkonzepte, wie sie sich der größte Teil der Menschen in unserem Lande nun einmal wünscht.

Was wir benötigen ist daher eine Umorientierung des Denkens und Handelns. Die Wünsche der Bürgerinnen und Bürger müssen endlich ernst genommen werden! Nicht alles, was man sich wünscht, ist unbedingt realisierbar – das wissen wir schon. Doch die Wünsche der Bür-

gerinnen und Bürger müssen die Leitschnur für das (sozial)politische Handeln werden und es muss viel mehr Energie in die phantasievolle Entwicklung kleinteiliger und vielfältiger sozialraumorientierter Konzepte gelenkt werden.

Begrifflichkeiten

Heute wird viel vom Quartier gesprochen. In einer Stadt wie beispielsweise Mannheim mag dies in der Tat Berechtigung haben. Andernorts, erst recht in ländlichen Regionen, wirkt dieser Begriff jedoch befremdlich. Wir sollten daher lieber vom Sozialraum sprechen, wenn wir ein Stadtviertel, einen Stadtteil, eine Gemeinde oder ein Dorf bezeichnen wollen. Oder auch vom sozialen Nahraum. *Sozialraum*, weil es hier nicht primär um Einwohnerzahlen oder die architektonische Beschaffenheit geht, sondern um einen Raum, **in dem die Menschen ihre sozialen Beziehungen leben und gestalten**. Und *Nahraum*, weil es auch um die Identifikation der Menschen mit ihrem räumlichen Lebensumfeld geht. Eine solche Identifikation, die optimalerweise auch zu einem Engagement führt, ist schwierig, wenn es um sehr große Einheiten, zum Beispiel eine ganze Stadt (Stuttgart = ca. 600.000 Einwohner) oder um einen riesigen Stadtbezirk (z.B. Berlin-Pankow = 395.000 Einwohner) geht. Alles über 20.000 Einwohner, so sagt man, erschwert eine Identifikation im genannten Sinne.

Warum wird der soziale Nahraum immer wichtiger?

Die „*Silverhair*“-BürgerInnen spielen in unserer Gesellschaft des langen Lebens eine immer größere Rolle. Auch unter diesen leben immer mehr Menschen allein (z.B. 32% der über 65-Jährigen in Baden-Württemberg). Manchmal ist dies ungewollt, weil vielleicht der Partner verstorben ist, oft geschieht dies aber auch als freien Stücken, als gewünschte Lebensform. Die Familie ist heute nicht mehr der unerschütterliche Fels in der Brandung, der Schutz und Unterstützung bei allen Widrigkeiten des Lebens bieten kann. Die Nachbarschaft hat einen Bedeutungsverlust erlitten. Dafür gibt es mannigfache Gründe: die Gestaltung unserer Städte beispielsweise, aber auch die geforderte Flexibilität des modernen Menschen in der postindustriellen Gesellschaft.

Für ältere Menschen wird der soziale Nahraum immer bedeutender. 70% aller Aktivitäten finden dort statt. Daher ist es wichtig, wie dieser Nahraum beschaffen ist (Stichwort Fußläufigkeit, nachdem insbesondere ältere Menschen vorzugesweise und überwiegend zu Fuß unterwegs sind bzw. sein möchten).

Vonnöten sind daher

- soziale Netzwerke
- neue Gemeinschaftsformen und auch
- eine urbane oder dörfliche Gestaltung, die ein Darinzurechtkommen auch im Alter und/oder bei Unterstützungsbedarf erlaubt.

Sozialraum- oder Quartiersentwicklung

Hier setzt **Sozialraum- oder Quartiersentwicklung** an, die man so definieren könnte:

- Ein sozialer Nahraum, mit dem sich die BürgerInnen identifizieren, soll so gestaltet werden, dass alle Menschen, auch solche mit Unterstützungsbedarf, dort leben, zurechtkommen und am Leben der Gemeinschaft teilhaben (und schließlich auch sterben) können!

Was mir wichtig ist:

Kürzlich hielt eine Referentin auf einem Fachtag einen Vortrag über ‚*altersgerechte Quartiersentwicklung*‘. Meines Erachtens zu Recht wurde daran Kritik geübt. Denn: Die Lösung der Herausforderung vor Ort kann nicht in der Entwicklung zielgruppenspezifischer (und reduzierter!) Sozialraumentwicklungsansätze liegen. Sozialraumentwicklung meint eine Entwicklung, die alle dort lebenden BürgerInnen betrifft. Sicherlich: Es muss darauf geachtet werden, dass die Bedürfnisse aller Bevölkerungsgruppen sich darin wiederfinden – wie etwa die von älteren oder demenziell veränderten Personen. Spezielle Vereine oder Akteure können sich hier zum Sprachrohr dieser Gruppen machen. Aber am Ende kann eben keine isolierte alters- oder demenzgerechte Sozialraumentwicklung stehen.

Mit Blick auf ältere Menschen ist zudem ein Spagat zu bewältigen. Hier müssen zwei Richtungen verfolgt werden. Da ist zum einen der Wunsch der „aktiven Alten“ nach selbstbestimmter Alltagsgestaltung, Partizipation an kommunalen Diskursen und dem Verbleib im gewohnten Umfeld. Daneben existiert aber auch die Notwendigkeit, für die nicht so fiten, die dem Bild des agilen *Silveragers* nicht entsprechenden Alten, angemessene Unterstützungsangebote und Strukturen zu bieten. Alter muss breit gedacht werden.

Ist Ihnen aufgefallen, dass der Titel dieser Veranstaltung und meines Vortrages nicht lautet: Wohn- und Lebensräume **für ältere Menschen** gestalten, sondern: „Wohn- und Lebensräume **für das Alter** gestalten“? Letzteres betrifft alle. Auch die Jungen.

Der 7. Altenbericht

Vor wenigen Wochen hat die Bundesregierung eine Stellungnahme zum 7. Altenbericht „Sorge und Mitverantwortung in der Kommune – Aufbau und Sicherung zukunftsfähiger Gemeinschaften“ vorgelegt. Es geht darin vor allem um lokale Hilfestrukturen, um Gesundheitsversorgung, um Pflege und um das Wohnen vor Ort. Ich zitiere die Bundesfamilienministerin Manuela Schwesig: „Vor allem die Kommunen haben es in der Hand, wie und wie gut ältere Menschen vor Ort leben können“.

Das ist wichtig und richtig. Wichtig ist mir aber auch, dass Kommune nicht nur als politische Verwaltungseinheit verstanden wird, sondern vor allem als Raum, in dem Menschen leben und ihre sozialen Beziehungen gestalten. Zuständig sind dafür deshalb nicht nur die Politik und die Verwaltung, sondern zuständig sind auch die Bürgerinnen und Bürger! Und auch die Anbieter sozialer und gesundheitlicher Dienstleistungen und viele mehr.

Alle sind Akteure im Konzept einer *Caring Community*, deren Kernaufgaben lauten:

- Aufbau generationenübergreifender sozialer Netzwerke
- Eröffnung von Zugangsmöglichkeiten zu Unterstützungsangeboten und
- soziale Teilhabe.

Elemente und Dimensionen von Sozialraumentwicklung (mit dem Ziel: *Caring Community*)

Nachfolgend sollen einige wesentliche Dimensionen und Elemente von Sozialraumentwicklung angeschaut werden.

STICHWORT: Nachbarschaft

Nachbarschaft bezeichnet a) eine sozialräumliche Einheit und b) soziale Beziehungen. Ihre Bedeutung hat über viele Jahrzehnte stetig abgenommen. Gründe sind unter anderem die Mobilität und Flexibilität, die vom modernen Berufstätigen verlangt werden, sind, schichtspezifisches Verhalten oder auch heterogene Lebensstile und –lagen. Der Normalfall von Nachbarschaft beschränkt sich auf Grußkontakt und einfache Hilfen wie das Annehmen von Paketen. Nachbarschaft ist eher flüchtig. Und sie ist nicht auf eine umfassende Unterstützung des anderen angelegt (Prof. Spellerberg, Kaiserslautern). Man darf sie deshalb nicht überschätzen, man darf sie vor allem aber nicht in ihrer Bedeutung unterschätzen. Gerade

für ältere Menschen kann sie eine sehr wichtige Rolle spielen (kleine Hilfen, soziale Kontrolle, Sicherheit, Kontakt/Kommunikation).

Natürlich wäre es verlorene Liebesmüh', einer alten – und meistens auch verklärenden - Vorstellung von Nachbarschaft nachzutruern. Es gilt, Nachbarschaft unter den Bedingungen des 21. Jahrhunderts neu zu definieren und zu initiieren. Es geht dann um etwas wie eine ‚organisierte‘ Nachbarschaft. Die kann von Einzelnen, als Privatinitiative, ausgehen, indem ich beispielsweise aktiv werde und ein Haus- oder Straßenfest organisiere, das dem Kennenlernen mit der Option auf mehr dient. Oder aber es werden, zum Beispiel von einem Bürgerverein, Angebote im Stadtteil initiiert. Vielleicht ein Kieztreff oder auch kleinere Unterstützungsleistungen wie Mitfahrangebote zum Einlauf. Und dann sind da noch Akteure wie Wohnungsbauunternehmen und Siedlungsgenossenschaften, die in Wohnsiedlungen nachbarschaftsfördernde Strukturen aufbauen.

Kurzum: Die Bedeutung organisierter Nachbarschaft wächst angesichts der demografischen Entwicklung (Prof. Spellerberg), aber sie muss auch gezielt initiiert und gefördert werden. Sie stellt ein wesentliches Element von Sozialraumorientierung dar.

STICHWORT: Wohnformen

Zum Stichwort Wohnformen will einem meistens zuerst barrierefreier Wohnraum einfallen. Von Relevanz sind aber auch unterstützende Wohnformen wie das Service-Wohnen, auch wenn es sich dabei oft nur um eine Mogelpackung mit wenig Inhalt handelt. Oder auch gemeinschaftliche Wohnangebote wie Mehrgenerationenwohnungen, Alten-Wohngemeinschaften und dergleichen mehr. Und es gibt auch scheinbar kleine, aber doch sehr sinnvolle und phantasievolle Angebote und Modelle wie das Wohnen von Studenten bei älteren Personen – wovon beide profitieren.

Auf eine bisher noch nicht genannte Wohnform möchte ich noch kurz eingehen: die ambulant betreuten (Pflege)-Wohngemeinschaften. Bei ihnen geht es um Wohnen plus Betreuung und sie stellen ein wichtiges Modul bei der Bearbeitung der demografischen Herausforderung dar. Gerade für den ländlichen Raum können sie eine zentrale Funktion erfüllen. Eine einzige Wohngemeinschaft kann hier oftmals den gesamten lokalen Unterstützungsbedarf decken. Einige Bundesländer sind bei der Entwicklung und Versorgung mit ambulant betreuten Wohngemeinschaften schon sehr lange sehr weit. Hier in Baden-Württemberg hat man mit dem Wohn- und Teilhabegesetz (WTPG) vor zwei Jahren ebenfalls den Weg für eine solche Entwicklung frei machen wollen. Doch gemessen an den Erwartungen will das ‚Schiff‘

hier nicht so richtig in Fahrt kommen. Mein Eindruck ist, dass Politik und Verwaltung sehr ängstlich und zu sehr in Verwaltungs- und Sicherheitsdenken befangen sind, um einen wirklich großen Sprung zu wagen. Und so herrscht bei vielen WG-willigen Akteuren noch ein vorsichtiges Abwarten vor. In einem Bundesland, das auf eine bemerkenswerte Tradition bürgerschaftlichen Denkens und Engagements blicken kann, mutet es recht wunderlich an, dass die Politik – sei sie rot, grün oder schwarz – vor allem die Chancen selbstverantworteter Wohngemeinschaften (Angehörige, Bürger) für die Zivilgesellschaft nicht adäquat erkennen und so aktiv flankieren, wie es wünschenswert wäre. Schwingt da ein gewisses Misstrauen gegenüber dem zivilgesellschaftlichen und selbstorganisierten Engagement der Bürgerinnen und Bürger mit? Mein Appell an die Politik hier im Lande ist, doch etwas mutiger zu werden, auch einmal über die Landesgrenzen hinausschauen und sich stärker auf das Konzept der Zivil- und Bürgergesellschaft einzulassen.

STICHWORT: Partizipation und Teilhabe

Ein Ziel von Sozialraumentwicklung ist es, die Teilhabe der Menschen vor Ort zu ermöglichen. Teilhabe kann aktiven Charakter haben (ich bringe mich ein in Prozesse), aber auch eher passiven „sanften“ Charakter. Eine Studie von Prof. Oswald (Frankfurt) hat die Bedeutung des Letzteren herausgestellt. Viele ältere wollen vor allem ‚sanft‘ teilhaben (Dinge ‚mitbekommen‘ und sich austauschen über das, was in ihrem Stadtteil geschieht).

Wichtig zu benennen ist: Sozialraumentwicklung ohne Partizipation ist keine! Partizipation, also die aktive Beteiligung der Bürgerinnen und Bürger, ist ein Muss, ein Kern jeglicher Sozialraumorientierungsprogramme.

Es gibt unterschiedliche Grade von Partizipation:

- Information
- Mitsprache
- Mitbestimmung/Mitentscheidung sowie
- Formen der Selbstorganisation und der Selbstverwaltung.

Insbesondere die beiden letztgenannten Stufen machen natürlich die Qualität ‚echter‘ Partizipation aus. Doch wie geht so etwas? Wir werden heute hierzu einige Beispiele hören, doch schon jetzt lässt sich sagen: Was wir auf jeden Fall brauchen, ist mehr Phantasie als bisher. Wen erreichen wir wie? Welche Arbeitsformen sind geeignet? Wie umgeht man die Gefahr, mit seinen Aktivitäten nur den Mittelstand zu erreichen? Wie kann es gelingen, auch so genannte bildungsfernere Bürger einbeziehen? Das sind einige der Fragen, die es zu beantworten gilt?

Sozialraumentwicklung braucht Partizipation. Doch wer ist es, der entsprechende Prozesse anstößt und ins Rollen bringt? Beispiele, die in dieser Veranstaltung vorgestellt werden, aber

auch Ergebnisse von Studien kommen zu dem Ergebnis, dass sowohl bottom up (Entwicklung von unten, von Bürgern initiiert) als auch top down-Ansätze (Politik, zum Beispiel ein Bürgermeister, gibt den Anstoß) erfolgreich sein können.

STICHWORT: Versorgungsangebote

Gebraucht werden vor Ort Unterstützungsangebote jeglicher Art. Da geht es dann um Pflege und um Betreuung, aber auch um Einkaufshilfen, Mobilitätsdienste und dergleichen mehr. Es reicht nicht, dass solche Unterstützungsangebote vorhanden sind, es müssen auch die entsprechenden Zugangsmöglichkeiten für potenzielle Nutzer existieren.

Was sollte die Zielrichtung mit Blick auf die Entwicklung und das Vorhalten einer bedarfsgerechten Angebotsstruktur sein?

Wir brauchen kleinteilige Strukturen im Nahbereich. Beim Wohnen kann dies ambulant betreute Wohngemeinschaften, aber auch Kleinstheime bedeuten. Die Zeit der großen Tanker und Masseninstitutionen muss endgültig vorbei sein. Es darf keine isolierten Inseln geben, sondern mit dem Gemeinwesen vernetzte Einrichtungen, das meint auch die (kleinen) stationäre Einrichtungen. Und wenn wir unseren Blick auf Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen richten, dann müssen wir auch die ganze Bandbreite dieses Phänomens in betrachten. Und diese Bandbreite reicht von leichteren Beeinträchtigungen bis hin zu einem sehr aufwändigen Unterstützungsbedarf. Es reicht nicht aus, Unterstützungsangebote vor allem für schwerer beeinträchtigte Menschen zu konzipieren.

STICHWORT: Umfeldgestaltung / Außenraum

Teilhabe und ein Leben dort, ‚wo ich hingehöre‘ sind gut. Aber wird das durch die Außenräume beziehungsweise das räumliche Umfeld eigentlich gefördert oder behindert? Bietet das Umfeld Orientierung, Sicherheit, Kommunikation und sozialen Kontakt?

Wie können kleinteilige und durchmischte Strukturen wie etwa in der Hamburger **Osterstraße** (dokumentiert im Videofilm „Papa Schulz und die Osterstraße“) am Leben gehalten, wie geöffnet werden? Und was tun, wenn solche Bedingungen gar nicht gegeben sind?

Was ist für ältere Menschen mit Blick auf den Außenraum und die Möglichkeit, sich hinauszuwagen, meistens das Allerwichtigste? Das sind nicht Außenfassaden oder Gehwegabsenkungen, sondern: Bänke. Und dann vor allem: Toiletten! Viele ältere Menschen wagen sich nicht aus ihrer Wohnung heraus, wenn sie wissen, dass es unterwegs nicht genügend Toiletten gibt. Unter anderem deshalb ist Partizipation so wichtig, denn dass Toiletten so bedeutend sind, darauf kommt der normale Städteplaner nun einmal eher nicht. Aber ältere

Menschen wissen das. Und natürlich ist die Planung von Toiletten auch weniger attraktiv als die von Gebäuden und Fassaden.

Und Demenz?

Bisher habe ich noch gar nicht über Demenz gesprochen. Ein Grund dafür ist die folgende Auffassung: Die Fokussierung auf das Phänomen Demenz (ich würde lieber von „kognitiven Beeinträchtigungen“ sprechen) war lange Zeit gut und richtig. Denn es galt, ein Phänomen aus dem Schattenbereich in den Lichtkegel des öffentlichen Interesses zu rücken. Das ist gelungen. Nun sollte es aber wieder um die Reintegration des Themas kognitive Beeinträchtigungen in das übergreifende Thema Alter gehen. Denn solche Beeinträchtigungen sind eben auch eine mögliche Form des Alterns.

Sozialraumkonzepte, so habe ich es formuliert, dürfen nicht kategorial sein. Jedoch sollen die Bedürfnisse und die speziellen Anforderungen aller Personengruppen in ihnen Berücksichtigung finden. Vieles von dem bisher hier Ausgeführten trifft ohnehin auch auf Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen zu. Denken Sie an die Fragen des Wohnens, zum Beispiel in Wohngemeinschaften, der Nachbarschaftsstrukturen oder auch – der Toiletten. Aber es gibt auch ganz spezielle Anforderungen, zum Beispiel mit Blick auf Orientierungsfähigkeiten. Wir wissen, dass für Menschen mit Orientierungsschwierigkeiten ‚Landmarken‘ im Außenraum und verständliche Beschilderungen wichtig sind. Auch können komplizierte Fahr-schein,- Geld- und andere Schalter eine höchst exklusive Wirkung entfalten. Das alles muss in entsprechenden Planungsprozessen Beachtung finden.

STICHWORT: Aber Partizipation?

Praktiker aus der Quartiers- und Sozialraumorientierten Arbeit können berichten, wie schwierig es oft ist, schon ‚normale‘ BürgerInnen für eine Mitwirkung zu gewinnen. Wie soll das dann aber bei Menschen mit kognitiven Einschränkungen funktionieren? Nun: Es geht! Voraussetzung ist aber vor allem eine gehörige Portion Phantasie bei den Planern und Machern. Alte Schläuche, auch methodische Schläuche, bringen nicht weiter. Die klassische Form des Workshops, auch des beliebten World-Cafes, dürften da nicht reichen.

Doch kann ich auch Meinungen, Sichtweisen und Bedürfnisse von kognitiv veränderten Menschen erheben, indem ich sie etwa zuhause danach frage. Pflegedienste, Nachbarschaftshelfer, Landfrauen und viele mehr stehen ja in Kontakt zu vielen Personen dieser Zielgruppe. Demenz Support Stuttgart hat neue Wege erprobt, so zum Beispiel in Form von inklusiv ‚designten‘ Workshops, in denen Profis und Künstler sowie demenziell veränderte Menschen gemeinsame Kommunikations- und Arbeitsformen entwickelten (siehe Publikation

‚Beteiligtsein‘).Fazit: da geht eine ganze Menge, man muss sich nur trauen. Das leitet über zu meinem abschließenden Punkt:

STICHWORT: Barrierefreiheit

Beim Stichwort Barrierefreiheit denkt man gewöhnlich zuerst an abgesenkte Bordsteinkanten und behindertengerechte Zugänge zu Gebäuden. Zukünftig muss Barrierefreiheit stärker auch auf kognitive Beeinträchtigungen ausgerichtet werde (Formulierungen in Texten, Flyern usw., Apparaturen usw.).Und noch weiter: Das Verständnis von Barrierefreiheit, wie es in der UN-Behindertenrechtskonvention zum Ausdruck kommt, sollte zur Richtschnur werden. Als Barrieren, die es abzubauen gilt, werden hier nämlich auch Bilder, Vorurteile und Einstellungen der Menschen in der Gesellschaft verstanden! Hier setzen Initiativen wie die für eine demenzfreundliche Kommune an. Es gilt, ein Klima und ein Verständnis zu schaffen, das Menschen mit kognitiven Einschränkungen und deren Kümmerer ‚auffängt‘. Aber das allein reicht heute nicht mehr aus.

Was wir weitergehend benötigen, ist eine Abkehr von der über Jahre gewachsenen Parallelweltorientierung, in deren Kontext immer mehr Spezialangebote für so genannte Demenzkranke geschaffen wurden und werden. Denn diese, so sinnvoll sie für bestimmte Personen und Situationen auch sein mögen, führen in der massiven Ausprägung, mit der wir es zu tun haben, zu Abschottung und zu einer oft durchaus luxuriösen Exklusion auf hohem Niveau. Gehen muss es aber vielmehr um die Schaffung inklusiver Erlebnis- und Erfahrungsräume vor Ort. Dafür gibt es eine Reihe überzeugender Praxisbeispiele. Das Offene Atelier hier in Ostfildern oder das in Baden-Württemberg gut verbreitete Angebot ‚Lust am Wandern‘ des Schwäbischen Albvereins sind solche Beispiele für Begegnung, Inklusion und gesellschaftliches Lernen.

Wie auch immer: Die zentralen Leitideen, von denen hier die Rede war – Teilhabe, Inklusion, Lebensqualität - können letztendlich nur vor Ort, im konkreten Sozialraum verwirklicht werden. Hier muss also unser Umdenken und unser Umhandeln stattfinden. Es wäre schön, wenn diese Tagung dazu Anstöße liefern könnte.

Das letzte Wort am Ende meiner Ausführungen sollen Menschen mit kognitiver Einschränkung haben:

„Menschen mit Demenz sollte auch von den Verantwortlichen in der Politik mehr Interesse entgegengebracht werden. Wir sollten Gehör finden. In der Familie, der Gemeinde dem Umfeld und in der Stadt, in der wir leben (...) Man muss realisieren, dass Menschen mit Demenz

für sich selber sprechen können. Wir möchten bei den Dingen mitbestimmen, die uns betreffen. Wir möchten gefragt werden“.

(Zitat aus einer Diskussion in der Selbsthilfegruppe Dementis, die Teil des Beraterkreises der Demenz Support Stuttgart ist).

Lassen Sie uns also beginnen, die Menschen zu fragen.

Zum Weiterlesen:

Demenz Support Stuttgart (Hrsg.). Beteiligtsein von Menschen mit Demenz. Praxisbeispiele und Impulse. Frankfurt/Main: Mabuse, 2017.

Dörner, Klaus. Leben und sterben, wo ich hingehöre. Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem. Neumünster: Paranus Verlag, 2007.

Spellerberg, Annette (Interview). „Man möchte sich ja von Nachbarn gar nicht helfen lassen.“ In: demenz – DAS MAGAZIN 29 (2016) 55-57.

Wißmann, Peter. Nebelwelten. Abwege und Selbstbetrug in der Demenz-Szene. Frankfurt: Mabuse, 2015.

Wißmann, Peter. Demenz : Ausschluss aus der inklusiven Gesellschaft? Ein Einspruch von Peter Wißmann. Soziale Arbeit kontrovers (SAk) 15. Berlin, Verlag des Deutschen Vereins (Auslieferung über Lambertus), 2016.

Hartwig, Jürgen; Willem, Dirk (Hg.). Inklusion – Chance und Herausforderung für Kommunen. Verlag des Deutschen Vereins, Berlin, 2014.